

GERHARD HÖVER/HEIKE BARANZKE/ANDREA SCHAEFFER (Hrsg.), *Sterbebegleitung: Vertrauenssache. Herausforderungen einer person- und bedürfnisorientierten Begleitung am Lebensende*, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2011, 322 Seiten.

In dem Buch geht es um den angemessenen Umgang mit Sterben und Tod. Den damit verbundenen Irritationen wird auf unterschiedliche Art und Weise begegnet. Durch die Patientenverfügung soll die Selbstbestimmung des Einzelnen gestärkt werden, durch neue Settings (z. B. die Hospizarbeit) eine gezielte und umfassende Fürsorge für den Sterbenden gewährleistet und durch Palliativmedizin das richtige Maß zwischen Zuviel und Zuwenig medizinischer Intervention gefunden werden. Aber gelingt es diesen Maßnahmen tatsächlich, der Angst vor Fremdbestimmung entgegenzutreten und der Hilflosigkeit am Lebensende zu begegnen? Die Kategorie des Vertrauens ist aus Sicht der Autorinnen und Autoren eine Grundlage, auf der eine Antwort gegeben werden kann – sie steht deswegen im Zentrum des vorliegenden Buches. Es geht um eine Haltung, die dem Kranken und Sterbenden signalisiert, dass er bis zuletzt mit seinen Schmerzen, Ängsten und Nöten in Würde leben kann und als Person wahrgenommen wird. Eine Gefahr besteht darin, dass das Sterben an Kategorien der Finanzierung, Organisation und Technik festgemacht wird und eine Verdinglichung des Menschen als Konsequenz beobachtet werden muss. Der vorliegende Band thematisiert diesen Spagat und präsentiert bedeutsame Beiträge zur Vertrauensforschung. Hintergrund war eine am 30. April 2009 durchgeführte Fachtagung zwischen Vertretern der Palliativmedizin und Hospizarbeit in Deutschland, die durch das Herausgeberteam – drei theologisch und philosophisch ausgewiesene Experten und Expertinnen – begleitet wurde. Das Buch besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste Teil »Vertrauen: Die Entfaltung eines Begriffs« enthält vier Beiträge, die vor allem den Vertrauensbegriff aus der Perspektive einzelner Fachwissenschaften ausbuchstabieren (vor allem der Philosophie, Theologie, Psychologie, Pflegewissenschaft und Soziologie). Der zweite Teil »Zwischen Systemvertrauen und personalem Vertrauen« stellt die Praxis (und die damit verbundenen Widersprüche) in den Vordergrund. Auch hier kommt ein multidisziplinärer Ansatz zur Geltung. Insgesamt versammelt der Band

(neben der Einleitung und dem Autorenverzeichnis) 15 exzellente Texte:

Der Philosoph David Espinet setzt sich mit der Phänomenologie des Vertrauensakts auseinander und betont die Herausforderungen aktiv hörender und wahrhaftiger Sterbebegleitung (im Sinne einer Beachtung der drei zentralen Elemente von Vertrauen, nämlich erstens der Relevanz der Sache, zweitens der Sache selbst, drittens des Redners).

Der Theologe Paul Timmermanns und der Pflegewissenschaftler Harald Haynert skizzieren Ansatzpunkte einer basistheoretischen Fundierung der Pflegebeziehung im Kontext einer lebensphänomenologischen Sicht und versuchen einen ersten Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis, auch aufgrund einer systematischen Literaturanalyse von Studien zu »Vertrauen« und damit verbundenen Pflegeinterventionen am Lebensende.

Der Theologe Tobias Kläden gibt einen Einblick in die multidisziplinäre Verschiedenheit des Vertrauensbegriffs, und zwar aus der Perspektive der Psychologie, Soziologie und Theologie. Letztlich – in der Sterbebegleitung – kommt es auf Vertrauenskompetenz an, und zwar für beide Seiten. Wichtig ist dabei das rechte Maß zwischen vertrauensseliger Leichtgläubigkeit und übertrieben kritischem Misstrauen.

Die Soziologen Werner Schneider und Stefanie Stadelbacher beschreiben in einer sensensoziologisch-diskursanalytischen Studie den Gestaltwandel des Sterbens von der Hoffnung und Zuversicht auf ein Jenseits (traditionelles Szenario des Lebensendes) hin zum Vertrauen auf die (medizinischen) Experten (modernes Szenario des Lebensendes). Das damit verbundene neue Wissen, so angreifbar und kritikwürdig es auch sein mag, produziert nun jene (vermeintliche oder tatsächliche) Handlungssicherheit, die der moderne Mensch »für sein Lebensprojekt – die Austreibung von Lebensunsicherheit im Diesseits, die Vermeidung von Krankheit und Leiden, den Kampf gegen vermeidbares Sterben – benötigt« (122).

Der Straf- und Rechtsmediziner Gunnar Duttge stellt die Frage nach dem Recht am Lebensende. Er beobachtet ein »Spannungsverhältnis zwischen Recht und Medizin« (153) und plädiert dafür, durch das Recht die Leerstelle des Systemvertrauens zu »korrigieren«, insbesondere durch Patientenverfügung oder durch ein klares Verbot des ärztlich assistierten Suizids. Er ist der Auffassung dass eine klare gesetzliche Regelung (z. B. zur Patientenverfü-

gung) nicht nur in der klinischen Praxis, sondern selbst in offiziellen Verlautbarungen unterlaufen zu werden droht, u. a. wegen des ärztlichen Selbstverständnisses. Er plädiert am Ende für eine umfassende Versorgungsplanung (advanced care planning), welche die Unsicherheiten »eines ›ad-hoc-Bündnisses‹ zwischen einem Krankenhausarzt, dem zufällig die Verantwortung für einen ihm unbekanntem Patienten zugefallen ist, und einem ihm ebenfalls unbekanntem Stellvertreter« (169) beseitigen könnte.

Der Palliativmediziner Friedemann Nauck und die Medizinhistorikerin Birgit Jaspers befassen sich mit der »Patientenverfügung als vertrauensbildende Maßnahme« (175). Sie zitieren aus einer Multicenter-Studie, bei der Patienten erstmals dahingehend befragt wurden, ob die Patientenverfügungen überhaupt die Wünsche der Verfasser abbilden. Im Ergebnis zeigte sich eine Skepsis gegenüber Ärzten, mindestens in der Frage der Patientenverfügungen. Das Vertrauen in Bevollmächtigte (häufig Familienangehörige) ist jedoch problematisch, u. a. wegen des Projektionsbias und des Hawthorne-Effekts. Im medizinischen Team kann die mangelnde Vertrauenswürdigkeit in Bezug auf die Patientenverfügung zu moralischem Stress führen. Die Patientenverfügung gilt als Grundlage für eine Stärkung des Systemvertrauens, und zwar vor allem dann, »wenn die verschiedenen Prozesse um die Entstehung einer Patientenverfügung und bei ihrem Einsatz tiefere Beachtung finden« (188). Es geht um Vertrauensbildung auf beiden Seiten.

Der Palliativmediziner Raymond Voltz und die Ehrenvorsitzende des Deutschen Hospiz- und Palliativverbandes Gerda Graf stellen vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen in Palliativmedizin und Hospizarbeit die Frage, ob und inwieweit hier Systemvertrauen aufgebaut und zu rechtfertigen ist. Beide sind sich in der Bedeutung der Vertrauensfrage einig, auch in deren Gefährdung. Allerdings – und dies ist interessant – wird hier eine Differenz deutlich. Während Voltz darauf verweist, dass es notwendig sei, palliativmedizinische Strukturen in das bestehende Medizinsystem zu integrieren, wird der Preis, der dafür gezahlt werden muss, durch Graf skeptisch beurteilt. »Die Versachlichung durch Institutionalisierung, die sich heute in stationären Hospizen und auch in der ambulanten Arbeit zeigt, führt deshalb einerseits zu einer geregelten Mitfinanzierung, die das Vertrauen in die Politik stärkt, andererseits aber auch zu einer aufkeimenden Sorge

der Ehrenamtlichen, zu einem bloßen Rädchen in einem überwiegend juristisch und finanziell bestimmten System zu werden« (203).

Die Theologin Andrea Schaeffer geht auf die Bedeutung spiritueller Arbeit bei der Sterbebegleitung ein und unterstreicht die Differenzen von Spiritualität und Religion. Spiritualität wird sehr weit gefasst und als die Religion einschließendes Konzept definiert, es geht um die subjektive Suche nach Sinn und Transzendenz (auch ohne religiösen Bezug). Konkret kann an der »dialogischen Verantwortung« von Martin Buber angeknüpft werden und eine Haltung entwickelt werden, welche die (unbedingte) personale Hinwendung zum anderen Menschen zum Gegenstand hat. Dabei erscheint nach Ansicht der Autorin ein »religiös-spirituelle Exklusivismus« weniger angemessen, denn er erkennt die Pluralität moderner Lebensstile. Der Ansatz von Schaeffer ist letztlich mit einem »Impuls für eine kritische Selbstreflexion hospizlich-palliativer Angebotsstrukturen« verbunden (223).

Die Pflegewissenschaftlerin Carol Taylor skizziert Einblicke in die US-Debatte, geht auf Beispiele aus der Praxis spiritueller Pflege (»Spiritual Care«) ein. Klassisch ist die Differenz von medizinischer Heilbehandlung (»Curing«) und spiritueller Heilbegegnung (»Healing«). Es wird darauf verwiesen, dass die Diskussion (insbesondere in den USA) weit fortgeschritten ist, insbesondere auch Eingang in die »Palliative Care Guidelines« (2009) gefunden haben. Allerdings wird nach Einschätzung der Autorin die mangelnde strukturelle Umsetzung (z. B. in der Aus-, Fort- und Weiterbildung) von professionellen Pflegekräften als unzureichend eingeschätzt.

Die Soziologin Swantje Goppel lenkt den Blick auf die Biographiearbeit der Arbeit von Ehrenamtlichen im Hospiz. Exemplarisch wird an drei Fallgeschichten dargelegt, dass es bei der Hospizarbeit nicht nur um die Bedürfnisse des Sterbenden selbst geht, sondern auch um die Motivationen, Anliegen und Interessen der sie Begleitenden, insbesondere der nicht-professionellen Helfer. Wenn man den Beitrag aufmerksam studiert erschließt sich dem Leser, was es heißt, von Hospizarbeit als »selbstbestärkender Identitätsarbeit« zu sprechen.

Die Philosophin und Pädagogin Monika Müller, seit 20 Jahren Leiterin einer Anprechstelle für Palliativversorgung, Hospizarbeit und Angehörigenbegleitung, berichtet aus der Praxis. Sie spricht von der »Absichtslosigkeit im Handeln« und beschreibt die vielfältigen

Dimensionen des Vertrauens am Lebensende. Dies ist eine Lebensphase, in der niemand auf eigene Erfahrungen zurückblicken kann, sondern vorgehend Vertrauen schenken muss. Die theologische Dimension des Beitrags wird auch dadurch erkennbar, dass am Ende das Vertrauen als »Verzicht auf ein eigenmächtiges, sich gegen die andere Wirklichkeit stellendes Ich« (268) gedeutet wird und der Tod als »das Geheimnis [...], durch den alles Lebendige erst zur Verbindung und zu gemeinsamer Lebendigkeit mit dem übergeordneten Selbst (dem idem ipse, dem innersten Wesenskern des Seienden) kommt.« (268).

Die drei abschließenden Beiträge stammen von der evangelischen Theologin Brigitte Huber, der langjährigen Bioethik-Beauftragten des »Bundesverbandes der evangelischen Behindertenhilfe« (BeB), der islamischen Medizinerin Sehriban Ababa sowie der jüdischen Religionswissenschaftlerin Franceska Yardenit Albertini. Die drei Autorinnen behandeln das Thema – Vertrauen – vor dem Hintergrund ihre jeweiligen theologischen Orientierungen. Brigitte Huber, deren Beitrag der aus meiner Sicht eindrucksvollste Text der gesamten Edition ist, stellt sich die Frage, wie eine (spirituelle) Begleitung eigentlich für Menschen mit geistiger Behinderung möglich ist. Die »religiöse Kompetenz« (279) von Trauernden und sterbenden Menschen mit Behinderung wird aufgezeigt, auf die Besonderheiten beim Sterben dieser Personengruppe verwiesen, in den Schlussgedanken auf vertrauensbildende Worte verwiesen, die jenseits aller philosophischer, theologischer oder sonstiger »Tiefe« ausdrücken, worum es konkret im Gespräch mit den Betroffenen geht: »Hast deine Sache gut gemacht, willkommen im Paradies!« Sehriban Ababa und Franceska Yardenit Albertini (Beitrag in englischer Sprache) führen die interkulturelle Dimension der Thematik vor Augen. Die Texte verdeutlichen die auch in anderen Religionen (Islam und Judentum) verankerte Hochschätzung menschlichen Lebens, das sich einem göttlichen Schöpfer verdankt. Das Wort vom menschlichen Leben als »Leihgabe Gottes« ist von der christlichen Idee des »Geschenk Gottes« nicht allzu weit entfernt. Trotzdem müssen die Besonderheiten des jeweiligen kulturellen Kontextes (und die damit verbundenen Trauer- und Sterberiten) für Ärzte, Pflegenden und weitere Begleiter beachtet werden. Unverzichtbar ist die Kommunikation mit den Betroffenen und ihren Familien. Und hier ist zu berücksich-

tigen, dass das in unserem Kulturkreis (über-)betonte individuelle Selbstbestimmungsrecht in die Großfamilienstruktur eingebettet werden muss. Auch die Berücksichtigung gleichgeschlechtlicher ärztlicher und pflegerischer Fachkompetenz ist zwingend. Hierbei gilt, dass nicht unbedingt spezielle Fachkenntnisse wichtig sind, entscheidend sind vielmehr die Bereitschaft zur Kommunikation auf Augenhöhe und der Respekt vor dem anderen. Speisevorschriften müssen beachtet, Gebetsräume zur Verfügung gestellt, entsprechende Seelsorger oder Berater (Imame, Rabbiner) einbezogen werden.

Fazit: Das Buch wendet sich einerseits an ein wissenschaftlich interessiertes Fachpublikum, insbesondere aus der Theologie/Philosophie, aber auch aus Sozial- und Kulturwissenschaften. Es ist aber auch für PraktikerInnen interessant, die im Bereich der Sterbebegleitung aktiv sind. Vor allem für die in den Krankenhäusern, Pflegeheimen und Hospizen, engagierten Ehrenamtlichen sei dieses Werk empfohlen. Die Beiträge sind beeindruckend, nicht nur aufgrund ihrer intellektuellen Qualität. Als erstes Beispiel nenne ich den Text von Brigitte Huber. Selten hat jemand so kompetent, einfühlsam und praxisnah über ein schwieriges und kompliziertes Thema geschrieben. Der Beitrag macht noch einmal deutlich, dass es bei der Sterbebegleitung (und beim Umgang mit der »Wahrheit«) kein absolutes richtig und falsch gibt, »Standards« verbieten sich hier. Der Text ist auch deswegen bedeutsam, weil er auf die wenig bekannte Tatsache verweist, dass das 1933 von den Nationalsozialisten erlassene »Gesetz zur Verhütung erblichen Nachwuchses« erst 1974 außer Kraft gesetzt und erst 2007 (!) vom Bundestag geächtet wurde. Und auch der Beitrag von Werner Schneider und Stephanie Stadelbacher ist hervorzuheben – gerade wegen seiner wissenschaftlichen Nüchternheit, mit der hier die Ergebnisse einer soziologischen Studie präsentiert werden. Er zeigt noch einmal sehr deutlich, dass von einer Verdrängung von Tod und Sterben keine Rede sein kann, vielmehr hat eine Diskursivierung eingesetzt – von der Debatte über den Hirntod über Organtransplantationen bis hin zur Professionalisierung der Sterbebegleitung selbst. Aber diese Diskurse deuten nur scheinbar auf eine gesellschaftliche (Mit-)Verantwortung für Sterben und Tod hin. In Wirklichkeit ist das Sterben heute zunehmend in die private Verantwortung und Selbstorganisation des Einzelnen übergegangen und

droht die Entpflichtung der Gemeinschaft gegenüber dem Sterbenden. Der Text von Gerade Graf führt eindrücklich vor Augen, dass Professionalisierung, Technisierung und Institutionalisierung des Sterbens eine Grenze haben sollten, die zivil- und bürgerschaftlich orientierte Gegenbewegung der Hospizarbeit als »Korrektiv« ist unverzichtbar. Die Kontroverse zwischen einem Teil der Palliativmedizin, die im Bündnis mit der Pharmaindustrie beim Thema »Sterben und Tod« ein neues Geschäftsfeld entdeckt hat, und der Hospizbewegung, darf nicht verschwiegen werden.

Insgesamt bewegt sich der Band »Sterbebegleitung: Vertrauenssache« auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau und ist auch für die Praxis der Sterbebegleitung von großem Wert. Mit der multidisziplinären Perspektive wird eine Voraussetzung für den im Vorwort ange-mahnten »Dialog zwischen fachwissenschaftlichen Konzeptionen« eingelöst. Der nächste Schritt muss eine intensive interdisziplinäre Auseinandersetzung sein, bei der die verschiedenen Positionen miteinander (im besten Sinne des Wortes) in ein Gespräch eintreten. Das Buch (inklusive seiner hervorragenden Einleitung) bildet hierzu einen Meilenstein.

Hermann Brandenburg

MICHAEL ANDERHEIDEN/WOLFGANG U. ECKART (Hrsg.), *Handbuch Sterben und Menschenwürde*, 3 Bände, Berlin (de Gruyter) 2013, 2088 Seiten.

Es wird wieder über das Sterben gesprochen. Nach Jahren der gesellschaftlichen Verdrängung wird intensiver darüber nachgedacht und diskutiert, wie sich die letzte Phase menschlichen Lebens gestalten lässt, wie und wo wir sterben wollen, was zu einem »guten« Tod dazugehört, wie ein Sterben gemäß den eigenen Wünschen institutionell realisiert und rechtlich abgesichert werden kann, wo und wie man bestattet werden will. Diese in den vergangenen 20 Jahren in Deutschland neu aufgekommene Diskussion bündelt das im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts am Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg erarbeitete Handbuch »Sterben und Menschenwürde« auf gut 2000 Seiten.

Das Handbuch versucht dabei erstmals, unser gegenwärtiges Wissen vom Sterben (umfassend, aber doch mit Fokus auf die Frage nach einem menschenwürdigen Sterben) zu erschließen und zu bilanzieren. Das Handbuch

gliedert sich in vier Hauptteile, von denen der erste begrifflichen Fragestellungen bzw. Vorklärungen gewidmet ist: vom Begreifen des Sterbens als Ereignis und Prozess – über die Frage nach dem Beginn des Sterbens und der Bestimmung des Todeszeitpunktes – bis hin zu Konzepten der Menschenwürde. Die übrigen drei Hauptteile folgen dem Thema in Analogie zum Aufbau einer Zwiebel (von innen nach außen): d. h. der zweite Hauptteil nimmt die Perspektive des Sterbenden ein, im dritten Hauptteil (= Band 2) ergänzt um die Perspektive der Sterbebegleitung. Der vierte Hauptteil (= Band 3) schließlich widmet sich der gesellschaftlichen Problematik des Sterbens. Eine umfassende Diskussion ist bei einer Thematik von solcher Komplexität nur unter Einbeziehung der verschiedensten Blickwinkel möglich. Entsprechend beeindruckend ist die wahrhaft nicht zu überbietende Interdisziplinarität, mit der das Handbuch an den gesamten Bereich des Sterbens herangeht. Unter den Autorinnen und Autoren finden sich unter anderem Mediziner, Philosophen, Historiker, Psychologen, Juristen, Theologen, Sozialpädagogen, Journalisten, Pflegewissenschaftler, Kriminologen, Ethnologen, Ökonomen, Religionswissenschaftler, Musikwissenschaftler, Kulturwissenschaftler, Neuropsychologen, Germanisten, Seelsorger, Palliative Care-Wissenschaftler, Kunsthistoriker, Medienwissenschaftler, Musikpädagogen, Pflegekräfte, Lehrer und Friedhofsforscher.

Grundsätzlich unterschieden werden dabei zwei Fragediskurse, in denen sich die Beiträge des Handbuchs bewegen: *Was ist Sterben?* und *Was ist ein humanes, gelingendes, menschenwürdiges Sterben?* Schon die erste Frage lässt sich nicht rein deskriptiv angehen, sondern nur im Horizont des praktischen Selbstverhältnisses des Menschen, ist Sterben doch ein Prozess, dessen Anfang nur selten klar festliegt (beim ersten Auftreten einer Krankheit, an der man später sterben wird? – bei der Diagnose: »nicht mehr heilbar«? – in der letzten Phase des Erlöschens der Lebensfunktionen?) und wo oft nicht einmal das Ende mit Gewissheit festgestellt werden kann (wie die aktuelle Diskussion um den Hirntod belegt). Aus Gründen übergreifender Orientierung wird im vorliegenden Handbuch der Beginn der Sterbephase mit dem Übergang zu einer palliativmedizinischen Behandlung angesetzt, wobei die Autorinnen und Autoren frei waren, dies enger oder weiter zu fassen. Die evaluativ-normative Frage nach dem guten, menschenwürdigen Sterben um-

ZfME auch
online
www.zfme.de

Zeitschrift für medizinische Ethik

20
28 A 3

26 AUG. 2014

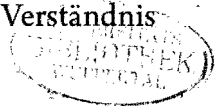
Wissenschaft • Kultur • Religion

60. Jahrgang 2014

Heft 2

Medizin zwischen Heilauftrag und technischer Innovation

- Walter Bruchhausen Was braucht Global Health Ethics:
Globalisierung von Bioethik oder neue Ansätze?
- Elmar Nass Ethik technischer Assistenz
Der Weg zu einer systematischen Positionierung und die Frage
nach dem christlichen Beitrag
- Fruzsina Molnár-
Gábor/Johannes
Weiland Die Totalsequenzierung des menschlichen Genoms als
medizinischer Eingriff –
Bewertung und Konsequenzen
- Lilith A. Kufner/
Axel W. Bauer Unschärfe Begriffe, ambivalente Positionen
Der Rationierungsdiskurs im Deutschen Ärzteblatt von
1996 bis 2008
- Johannes Schelhas Gesundheit und Krankheit nach christlichem Verständnis



Schwabenverlag